

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

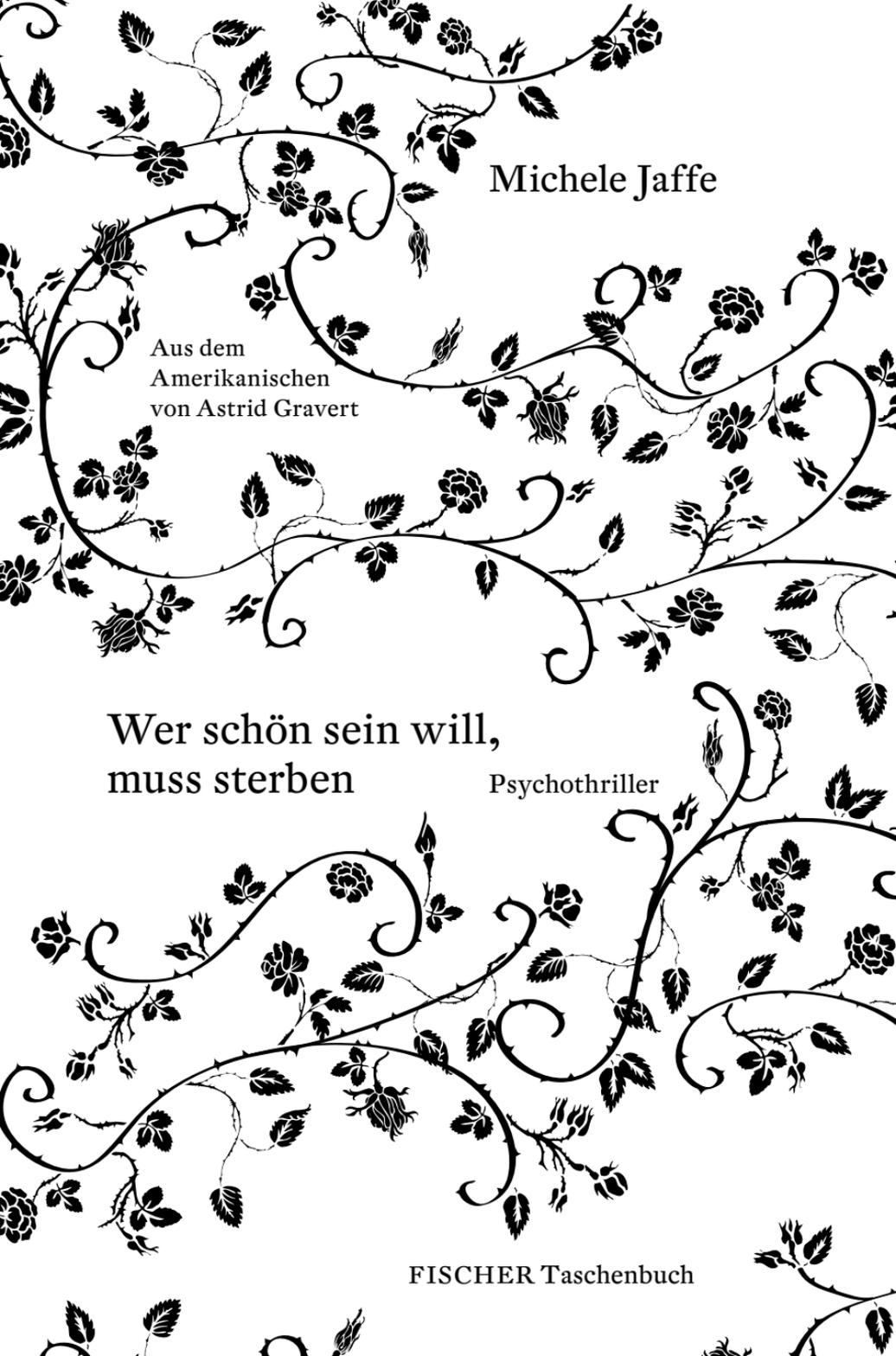


»Als wir ankamen, war die Party eine pulsierende Masse bunter, tanzender Körper, die sich teilte wie das Meer, als wir sie erreichten. Dabei schienen alle gleichzeitig aufzuatmen, als hätten sie auf uns gewartet. Kate, Langley und ich tanzten uns quer durch den Raum.

Ich erinnere mich genau an diesen Moment: Langley mit ihren hellblonden Haaren, Kate mit ihren honigbraunen und ich mit meinen rabenschwarzen. Ja, wie drei Märchenprinzessinnen. Ich dachte, das wäre mein Leben. Wie in einer Make-up-Werbung. Und es war perfekt.

Nur fünfeinhalb Stunden später werde ich halbtot in einem Rosenstrauch liegen.«

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei www.fischerverlage.de



Michele Jaffe

Aus dem
Amerikanischen
von Astrid Gravert

Wer schön sein will,
muss sterben

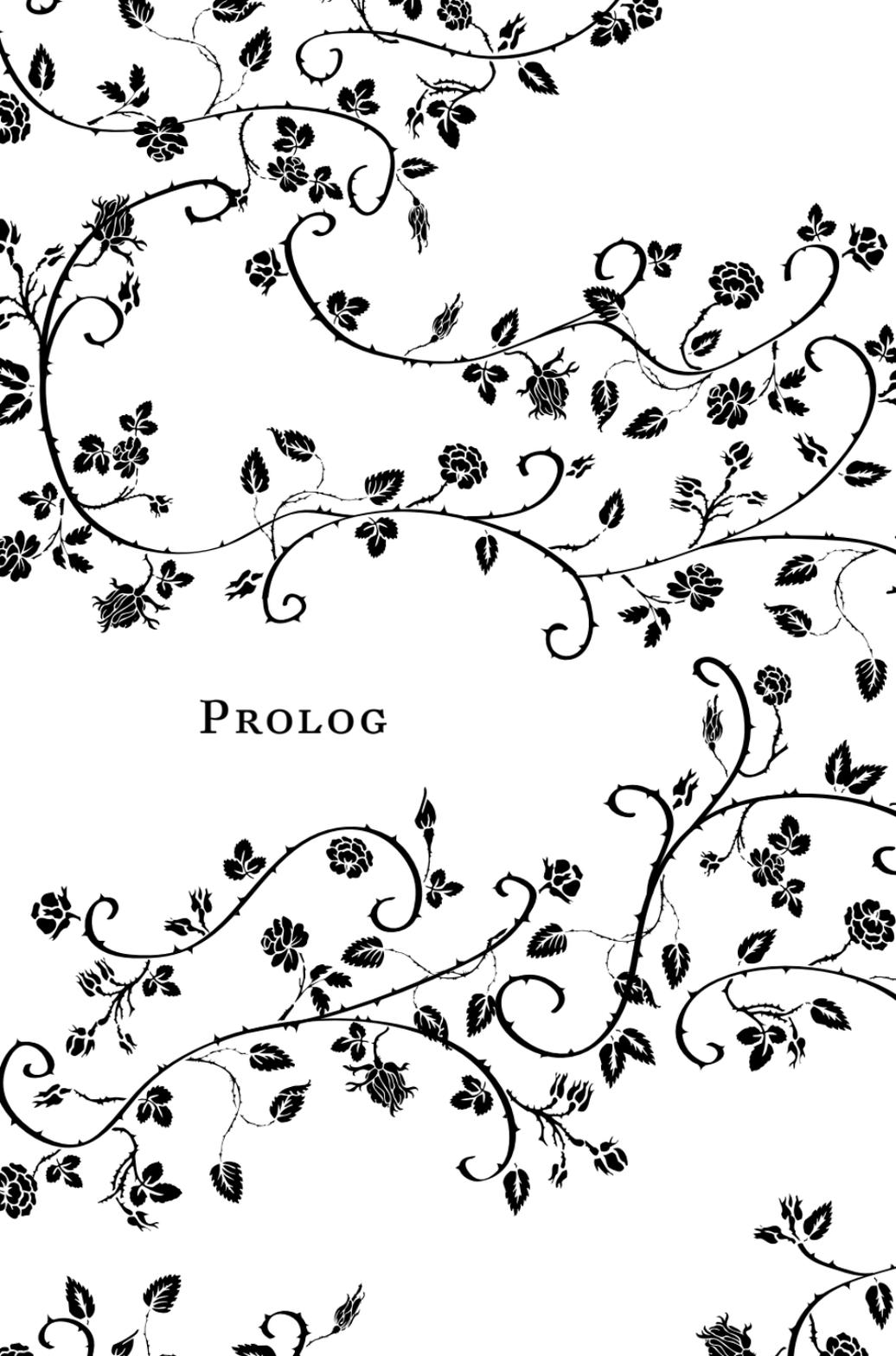
Psychothriller

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Oktober 2013

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-596-18979-3



PROLOG

Das Bild ist grausam und dennoch schön.

Es ist kurz vor Tagesanbruch, genau der Moment, in dem die Welt zweifarbig erscheint und alles in ein blaugraues Licht getaucht ist. Die Straßenlaternen sind aus, die Straße erscheint nur noch als graues Band. Im Hintergrund, verschwommen, die schattigen Umrisse großer Häuser, mit dunklen Streifen vom Regen. Im Vordergrund, leicht rechts, im blaugrauen Gras, steht ein zauberhafter Rosenstrauch. Fast märchenhaft, wie eine verwandelte Hexe, die die knotigen Finger gen Himmel reckt. Mitten darin liegt ein Mädchen.

Fetzen ihres Tüllrocks hängen in den Zweigen, flattern im Morgenwind wie zarte Fähnchen. Ein Dekokaninchen, eine Ente, gefolgt von fünf winzigen Küken, und ein Eichhörnchen, das Flöte spielt, halten still bei ihr Wache. Eines ihrer Beine ist angewinkelt, das andere ragt aus dem Strauch heraus, ein Plateauschuh baumelt daran. Aschenputtel, nach dem traurigen Ende des Balls. Ihre linke Hand ist unter ihrem Körper verborgen, die rechte, mit einem Freundschaftsring am Zeigefinger, greift nach oben, wie um die einzelne tiefrote Rose zu pflücken, die über ihr hängt – der einzige Farbleck im Bild. Ihr hübsches Ge-

sicht ist fast gänzlich mit dunklen Haaren bedeckt. Ihr Körper ist mit üblen, klaffenden Wunden übersät, und dunkelrotes Blut sickert aus einer tiefen Wunde an ihrem Kopf. Ihre Lippen sind leicht geöffnet, als wollte sie gerade etwas sagen.

Aber wenn man ihre Augen sieht, weiß man, dass es unmöglich ist. Sie sind weit aufgerissen, die Pupillen ganz geweitet. Und leer.

Es sieht aus wie eines der Fotos, die ich für meine Serie ›Tote Prinzessinnen‹ gemacht habe, mit zwei entscheidenden Unterschieden:

Das Mädchen auf dem Foto hätte tot sein sollen. Und: Ich habe das Foto nicht gemacht.

Denn ich bin es. Ich bin das Mädchen.

Die Polizei hat das Foto gemacht, nachdem Mrs Doyle sie angerufen und berichtet hatte, dass sie eine Leiche in ihrem Vorgarten in der Dove Street gefunden hätte. Sie trafen drei Minuten nach dem Anruf ein. Es dauerte fünf Minuten, um meine Atmung zu stabilisieren, und zweiunddreißig Minuten, um mich aus dem Strauch zu befreien.

Als ich aufwachte, konnte ich mich nicht daran erinnern, wie ich dort hingekommen war oder was dazu geführt hatte, aber das ist anscheinend normal. Alles, an was ich mich erinnern konnte, waren Schmerzen und der Gedanke, *gib nicht auf!*

Aber langsam kamen Bruchstücke zurück. Eine Intensivstation ist ein guter Ort, um gründlich nachzudenken –

oder ein schlechter, je nachdem, über was man nachdenkt. Ich starre auf das Foto in meiner Hand und versuche, mich selbst als Objekt zu betrachten, einen weiteren Hinweis zu finden. In den vergangenen drei Tagen ist das Puzzle immer vollständiger geworden, und ich bin mir nicht sicher, ob mir das Bild gefällt, das entsteht.

»Hallo Prinzessin«, ertönt eine fröhliche Stimme von meiner Zimmertür her.

Ich blicke auf und sehe einen unbekanntem Mann in OP-Kleidung hereinkommen. Ich vermisse Loretta.

Loretta ist die Schwester auf der Intensivstation, an sie bin ich gewöhnt. Sie hatte Dienst, als ich zum ersten Mal die Augen öffnete, und obwohl ich nur drei Tage auf der Intensivstation war, kam es mir vor, als würden sie und ich uns schon gut kennen. Die Intensivstation hat ihre eigene Zeitrechnung und lässt ungewöhnliche Beziehungen entstehen.

»Ach das – das ist Intensivstationszeit«, hatte Loretta mir erklärt.

»Intensivstationszeit?«

»Ist es nicht so, dass man sagt, dass Hunde in einem Jahr eigentlich um sieben Jahre altern? So ist es auch auf der Intensivstation: Jede Minute kommt einem wie eine Stunde vor. Entweder schleicht hier die Zeit, oder sie fliegt vorbei. Und glaub mir, Schätzchen, es ist besser für dich, wenn sie schleicht. Zeitsprünge bedeuten nie etwas Gutes.«

Der Neue sagt jetzt: »Ich heiße Ruben. Und so wie dein Zimmer aussieht, bist du die kleine Miss Beliebt.«

Ruben, wiederhole ich und merke mir den Namen. Loretta tratscht gerne, aber ich kann mich nicht daran erinnern, dass sie irgendetwas über ihn erzählt hat.

Er berührt den riesigen Strauß roter Rosen. »Der muss echt teuer gewesen sein. So einen spendablen Freund hätte ich auch gerne.«

»Die Blumen sind nicht von meinem Freund«, sage ich.

»Wow, dann machst du wohl was richtig. Und was ist mit diesem kleinen Kerlchen hier?« Er nimmt den Teddybären, der ein Muskelshirt mit der Aufschrift *Werd schnell wieder gesund* trägt. »Irgendwie bin ich mir nicht sicher, ob der von einem Freund oder einem Feind ist.«

»Ich auch nicht«, antworte ich und während Ruben sich den Rest der Genesungsgeschenke ansieht, mit denen mein Zimmer übersät ist, denke ich darüber nach, dass das wohl in mehr als einer Hinsicht zutrifft. Deshalb höre ich nur halb zu, als er mich nach der Karte mit den kleinen Hunden von David fragt und nach dem Luftballonstrauß von Nikki mit der Karte, auf der *Cheers* steht.

Jetzt steht Ruben vor einem herzförmigen Kranz aus Rosen, flankiert von einer kleinen Figur und einer Puppe.

»Und was ist das hier alles? *Von Deinem heimlichen Verehrer*«, liest er eine der Karten laut. »Das Ganze?« Er deutet darauf. Ich nicke. »Also, Moment mal – du hast einen Freund, einen Freund, der keiner ist, und einen heimlichen Verehrer.« Er sieht mich an und schüttelt den Kopf. »Kein Wunder, dass jemand versucht hat, dich zu überfahren.« Er hat recht. Ich habe viele Geschenke, weil ich irgend-

wie – unerklärlicherweise – beliebt bin. Und die meisten der *Wir vermissen Dich*- und *Werd schnell gesund*-Grüße sind Lügen – eben weil ich sehr beliebt bin.

Das ist die Ironie. Die grausame Lektion, die ich gelernt habe. In Filmen lieben alle die Prinzessin, aber im wirklichen Leben ist das anders. Beliebtheit ist kein zweischneidiges Schwert; es hat nur eine Schneide – töten oder getötet werden. Der Platz an der Spitze der sozialen Pyramide ist begrenzt und sobald du sie erreicht hast, gibt es nur noch eine Richtung, in die du gehen kannst, und genügend Leute, die dich dorthin stoßen wollen.

Ich weiß jetzt, wer versucht hat, mich zu töten, aber ich will es einfach nicht glauben. Jeder Teil von mir sucht nach einer anderen Lösung, nach anderen möglichen Erklärungen, denn die Wahrheit ist zu schrecklich. Alle Hinweise, die ich brauchte, um es herauszufinden, lagen die ganze Zeit direkt vor mir, aber ich habe mich absichtlich blind gestellt. Wie in diesem kurzen Moment beim Fotografieren, wenn man den Bildausschnitt auswählt und das, was vorher verschwommen war, plötzlich und wie von Geisterhand scharf gestellt wird. Nur wollte ich es in diesem Fall nicht sehen.

»Ich komme gleich wieder und sehe noch mal nach dir, Prinzessin«, sagt Ruben.

Ich könnte versuchen, ihn aufzuhalten, aber es würde nichts ändern. Der Killer kann mich überall und jederzeit erwischen.

Mein Blick schweift wieder zu dem Foto von mir im Ro-

senstrauch, und alles ist vollkommen klar. Es gibt nur eine Person, die das getan haben könnte. Eine Person, auf die alles hindeutet. Der Drink. Die zugeschlagene Tür. Der Kuss. Das Auto. Der Ring.

Die Augen.

Ich habe die Worte an der Wand gesehen. Ich weiß, was als Nächstes kommt.

Vom Zimmereingang her ertönt eine männliche Stimme:
»Hi Jane.«



DONNERSTAG

ERSTES KAPITEL

Es ist schwer zu sprechen, wenn man geküsst wird. Diese Erfahrung habe ich zum ersten Mal mit Liam Marsh gemacht, als ich in der neunten Klasse war. Nun, in der elften Klasse, erlebte ich es wieder und zwar mit meinem Freund David Tisch vor der Livingston Senior Highschool, genau um Viertel vor drei am Donnerstag vor dem Memorial-Day-Wochenende.

Ich hatte für den Abend eine Überraschung geplant. Und sosehr ich auch den Geschmack von Davids Küssen – Minzkaugummi und Pot – mochte und die Art, wie er mit seiner Zunge meine Lippen liebkostete, während er meine Schultern mit seinen großen Händen hielt, hatte diesmal ich etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen.

Deshalb entzog ich mich ihm. Er öffnete halb die Augen, langsam, und sah mich an. »Was ist los, Süße?«

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich es mir für heute Abend aufhebe.«

»Richtig. Für die Überraschung.« Er drehte eine Strähne meines langen dunklen Haares zwischen seinen Fingern.

»Aber du brauchst echt nicht so einen Akt daraus zu machen. Mir würde es reichen, wenn alles einfach so wäre wie immer.« Er massierte jetzt meinen Nacken, fast etwas